

Ferial-Doppel-Nummer.



Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.

XIII. Jahrg.

Prag, den 12. Juli 1912 (27. Tamus 5672). Nr. 14—15.

Inhalt:

Tischo-Beab.
Der Kadisch.
Der Hofmeister und sein Zögling.
Das Geld. Gottlieb König.
Geld als Tauschmittel. (Illustrationen).
Der Weltenherr.

Die Zwillinge. Josef Hart. (Schluß.)
Meyer Rothschild.
Bei Dr. Adolf Kraus.
Minister Sir Rufus Isaacs.
Uebersetzungs-Aufgabe und Rätsel.
Briefkasten.

Erscheint jeden zweiten
Freitag.

Redaktion und Administration:
Prag II., Stefansgasse 629.

Bezugspreise: Für Oesterreich-Ungarn K 5.— ganzjährig, K 2.50 halbjährig.
Für Deutschland Mk. 5.—, Für Rußland Rbl. 2.—, Balkanstaaten Fres. 6.—
Einzelne Nummer 20 h.

Manuskripte werden nicht zurückgestellt.

Abdruck nur unter Quellen- und Autorenangabe gestattet.

R. I. Postsparkassa-Konto 52.742.

R. Postsparkassa Berlin, Ko.-Nr. 15.065.

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: Philipp Lehenhart.

Kalendarium.

Samstag, den 13. Juli מטות ומסעי

Inhalt des Wochenabschnittes:

Beobachtung der Gelübde. Krieg mit Midjan und dessen Niederlage. Teilung der Beute. Die Stämme Reuben, Gad und der halbe Stamm Menasse erbitten sich das Land diesseits des Jordans zum Erbgute und verpflichten sich dafür bei der Eroberung des Landes jenseits des

Jordans den übrigen Stämmen behilflich zu sein. Aufzählung der Lagerstätten, welche auf dem Zuge durch die Wüste von Israel aufgesucht werden. Zufluchtsstädte. Die Töchter Zelophchod's. Ende des 4. Buches Moses.

Montag, den 15. Juli ראש חדש אב

Samstag, den 20. Juli דברים שבת חזן

Inhalt des Wochenabschnittes:

Das Schicksal des Volkes seit seinem Auszuge aus Aegypten. Die Hindernisse, welche es auf dem Wege vorfand und die es mit der Hilfe des Allmächtigen überwand. Dieser Sabbat ist der letzte

vor dem nationalen Trauertage und gibt der Thoraabschnitt wie die Hapthara diesen düsteren Erinnerungen ein dementsprechendes Gepräge.

Dienstag, den 23. Juli תשעה באב

Zerstörung Jerusalems. — Fasttag und Trauergottesdienst in den Synagogen und Bethäusern.

Samstag, den 27. Juli ואתחנן שבת נחמו

Inhalt des Wochenabschnittes:

Moses Gebet zu Gott. Einschärfung der Pflichten und Gebote, welche der Ewige durch ihn Israel auferlegt hat. Warnung vor dem Götzendienste. Wieder-

holung der zehn Gebote. Das Schema-gebet, der erste Abschnitt. Prophezeiungen, den Aufenthalt im gelobten Lande betreffend.

Montag, den 29. Juli חמשה עשר באב

Ein freudiger Gedenktag.

Samstag, den 3. August עקב

Inhalt des Wochenabschnittes:

Erinnerung an die Wunder und Zeichen, die der Ewige Israels wegen getan hat. Seinen Geboten soll es immer eingedenk sein. Moses erzählt weiter von den Gesetztafeln, von Ahrons Tod und

Einsetzung seines Nachfolgers Eleasar im Hohenpriesteramte. Von den Leviten. Verheißungen für den Fall als Israel die göttlichen Gebote befolgen wird.

Samstag, den 10. August ראה

Inhalt des Wochenabschnittes:

Weitere Ermahnungen. Segen für den Gehorsam verheißten. Strafe für die Verweigerung desselben angedroht. Die Verleitung zum Götzendienste wird mit schweren Strafen geahndet. Aufzählung

der Tiere, deren Fleisch nicht genossen werden darf. Nur von solchen Tieren, die wiederkaufen und gespaltene Hufe haben, darf das Fleisch gegessen werden.

Dienstag, den 13. August א' רראש חדש אלול

Mittwoch, den 14. August ב' " " "

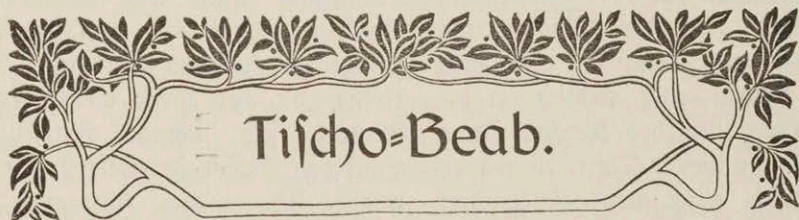
Die nächste Nummer erscheint Freitag, den 15. August.



Nr. 14—15.

Prag, den 12. Juli 1912.

XIII. Jahrg.



Aus dem Staube schlägt die Klage
An dem sommerschwülen Tage
Schluchzend bis zu Gott empor,
Weil in Staub die heil'gen Hallen
Solch ein Tag sah einst zerfallen
Und das Volk sein Heim verlor.

Doch wenn alle Wunden bluten
Und in eurer Schmerzen Gluten
Trän' auf Träne niederquillt,
Wird von Perlen und Opalen,
Heiß vermengt mit euren Qualen,
Euer Leiden nicht gestillt.

Brüder, laßt darum das Klagen,
Und aus jenen grauen Tagen
Bleib' die Sehnsucht nur zurück,
Eine große, tränenlose,
Blühend wie die Sonnenrose
Die sich neigt zum Licht und Glück.

Weil die Tränen, die in Bächen
Strömen, eure Tatkraft schwächen,
Fehlen Hört euch, Halt und Held. —
Hebt euch aus dem Staube, Brüder,
Und es blüht der Tempel wieder.
Nur dem Mut gehört die Welt! —

M. Scherlag.



Die Klagemauer

תשעה באב!

in Jerusalem.

Der neunte Tag im Monat Ab ist ein Trauertag in Israel, er ist dem Andenken an die Zerstörung Jerusalems, an die Einäscherung des heiligen Tempels auf dem Berge Maria und endlich an die Zertrümmerung des Reiches Juda geweiht. An diesem Tage, so wie es vor nicht ganz neunzehnhundert Jahren der Fall war, trauert ganz Israel um die entschwundenen Volksgüter, um die ihm geraubten Heiligtümer, um die verlorene Selbständigkeit.

Achtzehnhundert achtzig und zwei Jahre beweint Israel die teuern Güter, die ihm in den Tagen des Monates Ab gewaltsam entrisen wurden von dem weltbeherrschenden Rom. Obgleich es seit jener Zeit in alle Ecken und Enden der Erde zerstreut wurde, hat es dieses Tages nie vergessen. Wo seine Kinder immer wohnen mögen, von überall tönt das Trauerlied und sucht seinen Weg ins Land der Verheißung auf jene felsigen Höhen, wo einst die Burg Zion in die Luft weit hinausragte, wo des

Tempels heiligen Hallen dem Volke Trost und Zuflucht boten. Kann Aehnliches auch nur von einem Volke der Erde als dem jüdischen gesagt und gesehen werden? Das kleine, an der Küste eines großen Meeres sich schmal hinziehende Ländchen, dessen Fruchtbarkeit viele andere Länder weit überragen, ist der unauslöschlichen Erinnerung eines Häufleins Menschen geweiht, das seit so vielen Jahrhunderten seinen Verlust bitterlich beklagte. Wie wunderbar mußte das Land und wie eigenartig müssen diese Menschen sein? Sie können es nicht vergessen, daß dort an dem rasch fließenden Jordan die Wiege ihrer frühen Ahnen stand, sie können es nicht vergessen, daß jeder Stein und Hügel, jeder Bach und jedes Flüsschen von der Größe ihrer Ahnen Zeugenschaft giebt. Sie können es nicht vergessen, daß sie diesem Lande alles zu verdanken haben, was Menschen von dem Boden, der ihre Kindheit, ihre Jugend sah, verlangen können. Jede einzelne Scholle dieses Landes

trank das Blut heldenhafter Männer, Verteidiger des göttlichen und väterlichen Erbes. Jede Anhöhe sah Festungs- und Verteidigungsmauern, von wo aus das Vaterland gegen den Eroberer seine bewaffnete Hand austreckte.

Doch es kamen Tage wo die Mauern geschleift, die Burgen zerstört, die Männer getötet oder in die Sklaverei geschleppt wurden, Jerusalem, die Krone der Städte, in Trümmer gelegt, der Tempel ein Feuerherd und seine Priester dem Wahnsinn verfallen sind. Der übermächtige Römer überschwemmte das Ländchen mit seinen kriegsgeübten Legionen und zerstampfte unbarmherzig was ihm im Wege stand. Wenige Tage nach dem Falle Jerusalems sah Caesarea, die zweite Hauptstadt des Landes, in welcher der siegberauschte Eroberer Titus residierte, zwanzigtausend Kreuze vor seinen Toren und an jedem hing ein Sohn des unglücklichen jüdischen Volkes bis er sein Blut dem heiligen Boden wiedergab dem es entstammte.

Wir sind die Nachfahren jener Helden. Wir sind die Kinder jener Männer, die mit der Waffe in der Hand sich denselben Eroberer entgegenstellten, vor dem die mächtigsten Völker kniefällig den Frieden erbat. Es war ein heldenmütiges Geschlecht voll Mut und Begeisterung. Zu der Trauer um den Verlust des Teuersten was Völker besitzen, gefellte sich jedem von uns der die Geschichte seines Volkes kennt, auch ein Gefühl des Stolzes, wenn auch mit Wehmut gepaart auf die wackern Streiter, die bis zum letzten Blutstropfen die väterlichen Fluren und das mütterliche Erbe verteidigt haben. Der verschwundenen Größe sei unsere Träne an diesem Tage geweiht, doch den mutigen Kämpfern für unsere Ehre sei ein dankbares Gedenken für immer in unserem Herzen gesichert. Es war ein Heldengeschlecht, das unter den Trümmern des zerstörten Reiches begraben wurde. Ehre seinem Andenken.

Von Jeshuda.

◇ ◇ Der Kadisch.

Zwei Herren verließen eines Sabbath-Morgens nach dem Gottesdienste gleichzeitig die ehrwürdige Altneuschynagoge zu Prag.

„Mußten Sie denn bis zum Ende bleiben, Herr Neumann? Ich gestehe, daß ich schon früher weggegangen wäre, wenn ich nicht auf Sie gewartet hätte, da ich

doch nur hierhergekommen bin, um Sie zu sprechen. Ich war schon recht ungeduldig“.

„Ich gehe grundsätzlich niemals vor Schluß des Gottesdienstes weg“, antwortete der, Herr Neumann genannte. Ich warte immer den letzten Kadisch ab, den Waisenkadisch.“

„Wozu das? Meines Wissens sind Sie weder in Trauer um ein teureres Familienglied, noch haben Sie Jahrszeit nach Vater oder Mutter.“

„So ist es! Aber ich verdanke diesem Radisch so viel, er hat eine solch einschneidende Wirkung auf meine Lebensweise ausgeübt, daß es nur ein Akt der Dankbarkeit ist, wenn ich dieses erhabene Gebetstück niemals versäume.“

„Das ist interessant. Da wäre ich begierig zu wissen, wieso das zuing. Erzählen Sie mir es, bitte!“

„Haben Sie auch Zeit dazu? Diese Geschichte läßt sich nicht mit wenigen Worten erzählen, und es schien mir vorhin, als hätten Sie Eile.“

„Hinaus ins Freie zu kommen, ja wohl! Aber für Sie und Ihr interessantes Gespräch habe ich so viel Zeit, als Sie an mich wagen wollen.“

„Also hören Sie,“ begann Neumann seine Erzählung. „In meiner Jugend war ich ein richtiger Leichtfuß. Namentlich in religiösen Dingen lebte ich in den Tag hinein, wie es nur gänzlich Unwissende können. Ich war mit einem Worte ein richtiger Posche Jisroel, ein Gottesleugner.“

„Sie der gebildete Mann, der glaubenseifrige Jude, der nur für Religion und Judentum lebt?“

„Ich bin beides nicht,“ entgegnete Herr Neumann. Es ist alles so einfach zugegangen. Aus Unkenntnis ein Leugner, aus Erkennen der Religion die Liebe zu ihr, die Erfüllung ihrer Gebote,

das Interesse für alle Bekenner derselben.“

„Also wie sind Sie, um mich eines landläufigen, wenn auch nicht jüdischen Ausdrucks zu bedienen, vom Saulus ein Paulus geworden. Das wäre ich begierig zu wissen.“

„Wie ich Ihnen schon sagte: Aus der Erkenntnis. Also hören Sie: Wie ich Ihnen schon öfter erwähnte, war meine Mutter einige Jahre vor ihrem Ableben blind geworden. Sie war eine fromme, jüdisch gebildete und erzogene Frau. Es ist ihr erspart geblieben, zu wissen, daß ich mich immer mehr und mehr vom Judentum entfernte und dies in dem Grade, als ich das Wenige, was ich in der Religionsstunde in der Schule erlernt hatte und das ich in der kurzen Zeit, wo ich zu Hause gelebt, vor mir gesehen, allmählig ganz vergaß. Mein Vater lebte nur für sein Geschäft, das mit geringen Mitteln betrieben, doch so viel abwerfen mußte, um der blinden Frau, die ihn doch in nichts unterstützen konnte, jedes mögliche Behagen zu bereiten, mich, den einzigen Sohn, in der entfernten Hauptstadt studieren zu lassen und für meine beiden jüngeren Schwestern, welche das Hauswesen besorgten, die blinde Mutter pflegten und im Geschäfte aushalfen, etwas zurückzulegen. Ich kam hier in Kreise, in welchen jedes religiöse Gefühl unterdrückt wurde. Ich eignete mir sozialdemokratische Grundsätze und Schlagwörter an, welche mit der religiösen Erziehung, die ich im Elternhause genossen, im grellen Widerspruche standen. Wenn

ich zu den Ferien nach Hause kam, prunkte ich damit und da warnte mich der Vater nachdrücklich, der Mutter von meiner Gesinnung etwas merken zu lassen.

Immer sagte er: „Gut, daß Mutterl nicht weiß, was aus dir geworden ist, das wäre ihr Tod!“

Diese nämlich glaubte noch immer, daß ich ihr frommes Kind sei und wenn sie ihre zitternden Hände liebevoll auf mein Haupt legte, kispelte sie immer voll innerer Befriedigung die Worte:

„Mein Radisch, mein Radisch!“

Der anwesende Vater mochte sich dabei denken: „Armes Weib, alles wird er für dich tun, zu jedem Opfer wäre er fähig, aber das gerade, was du in deinem frommen Sinn von ihm erwartest, dazu wird er sich kaum entschließen. Radisch sagen wird er schwerlich.“

Und doch kam es anders, als er erwartete, oder eigentlich befürchtete.

Eines Tages schloß die arme Blinde ihre Augen zum ewigen Schlummer. Für sie war es eine Erlösung. Denn wie sagt der Dichter? Leben und nichts sehen, das ist ein Unglück! Sehr schmerzlich hatte sie immer die edle Himmelsgabe, das Licht, entbehrt. Aber uns Hinterbliebenen war sehr wehe geschehen. Ein Riß ging durch unser Leben, der nie und nimmer geheilt werden konnte. Jetzt erst wurde es uns klar, wie ihr Gottesglaube und ihre Frömmigkeit schützend und schirmend über unserem Hause gewaltet hatte.

Ich wurde sofort telegraphisch nach Hause berufen und langte rechtzeitig zu Hause an, um der teuren Toten das letzte Geleite zu geben. Da zeigte es sich gleich bei dem ersten Radisch, daß ich diesen nicht einmal geläufig aus dem Gebetbuch ablesen konnte. Ich mußte die hebräischen Worte nur mühsam herausbuchstabieren. Wie schämte ich mich da vor meiner Umgebung! Diesem Uebelstande half ich vor derhand damit ab, daß ich mir ein mit lateinischen Buchstaben geschriebenes Radischgebet anschaffte. Die anderen Gebete verrichtete ich in deutscher Uebersetzung. Ich hatte schon viele Jahre nicht gebetet und das Hebräische vollständig vergessen. Und da sollte ich volle 11 Monate lang täglich in die Synagoge gehen und als echter Am hoorez in einer anderen als der heiligen Sprache beten, das Radischgebet nicht nur nicht verstehen, sondern auch in andern Lettern, als den hebräischen, herablesen? Das wäre nicht das Richtige gewesen und hätte das in mich von meiner treuen Mutter gesetzte Vertrauen arg getäuscht.

Als ich nach Ablauf der sieben Trauertage wieder nach der Stadt mußte, um meine durch den Todesfall unterbrochene Beschäftigung wieder aufzunehmen, wurde ich in der Synagoge, die ich täglich zweimal besuchte, als Dowl, Trauernder, zur Thoravorlesung aufgerufen. Dies war mir schon seit meiner Konfirmation nicht geschehen. Die Segensprüche mußte ich von der angebeachten Tafel herablesen, aber noch etwas Schlimmeres passierte

mir. Ich hatte meinen jüdischen Namen vergessen. Ich nannte dem Vorleser einen beliebigen, der mir gerade einfiel und tief beschämt kehrte ich zu meinem in der letzten Bank befindlichen Sitz zurück. Das aber hat den Ausschlag und meinem Leben eine ganz andere Richtung gegeben.

Wie, so sagte ich zu mir selbst, hunderte fremder Namen habe ich auswendig gelernt, mit der nordischen, griechischen und römischen Mythologie mein Gedächtnis beschwert und einen einzigen Namen, meinen eigenen, habe ich vergessen — nein so darf es nicht weiter gehen, das muß anders werden!

Zuerst muß ich die hebräische Sprache, in welcher unsere heiligen Bücher und Schriften geschrieben sind, lernen. Die englische Sprache, die mir vor Jahren für meinen Beruf notwendig schien, habe ich allein, ohne Hilfe eines Lehrers erlernt, und es durch eigenen Fleiß so weit gebracht, daß ich jetzt klassische Werke lesen und verstehen kann — warum sollte ich es nicht zumege bringen, auch hebräisch zu lernen? In meinem Gedächtnisse suchte ich die einzelnen Brocken zusammen, die mir von den einst gelernten übrig geblieben und diese bildeten den Grund, auf den ich weiter baute. Bald hatte ich mit Hilfe eines grammatikalischen Werkes mir soviel Kenntnis des Hebräischen angeeignet, daß ich die Gebete so weit verstand, um sie im Urtext mit Innigkeit lesen zu können. Indessen wollte ich auch alles, was ich in der Synagoge sah und hörte,

auch begreifen. Da mußte ich schon Hilfe haben. Ich fristete die Bekanntschaft mit einem ehemaligen Studiengenossen auf, der sich einst verachtungsvoll von mir wendete hatte, als er die Richtung erkannt, welche ich eingeschlagen hatte. Es gelang mir nach langem Bemühen, ihn zu versöhnen und von dem Ernste meiner Bestrebungen zu überzeugen. Als dies geschehen, widmete er sich mit Eifer meiner Belehrung. Die Lehrmethode die er anwendete, war eine sokratische. Die Fragen seines Schülers gaben ihm Anlaß zur Belehrung und dadurch Befehrung. Zum Beispiel: „Warum hat man heute zwei Sforim herausgenommen?“ Da antwortete er mir, daß heute Sabbat und Neumondstag ist und erklärte mir alle Gebräuche, welche sich daran knüpfen, machte mich auf die Psalmen aufmerksam, aus denen das herrliche Hallel besteht, das ich dann zu Hause mit Innigkeit und vollem Verständnis las und es mir einprägte. So ging es tagtäglich, das ganze Jahr hindurch.

Markus Eisner war ganz glücklich, einen aufmerksamen Zuhörer, ich wieder darüber, einen so bereitwilligen Lehrer gefunden zu haben. So habe ich die jüdischen Gebote und Gebräuche kennen und lieben gelernt, was zur Befolgung derselben führte. Habe ich nicht alle Ursache, dem Kadischgebet, das ich anfangs nur mechanisch, dann aber mit aller Innigkeit verrichtete, dankbar zu sein?“

„Dem Kadischgebet und Herrn Eisner“, stimmte Herrn Neumanns

Zuhörer bei. „Was ist aus diesem geworden? Das wäre ich begierig zu wissen.“

„Er lebt und wirkt jetzt in einer größeren Gemeinde Böhmens als Rabbiner und Religionslehrer und wir sind noch immer in regem schriftlichen Verkehr.“

„Wissen Sie auch, lieber Freund, was Sie mit Ihrer Erzählung erzielt haben? Nachdem ich die Wirkung des erhabenen Gebetes auf Sie vernommen habe, faßte ich den festen Voratz, niemals an dem

Jahrzeittage meiner Eltern den Radisch zu versäumen, was, ich gestehe es zu meiner Schande, gar oft geschehen ist. Denn, wenn der Radisch nichts anderes erzielen würde, als die pietätvollen Kinder frommer Eltern zweimal im Tage durch fast ein Jahr hindurch ins Gotteshaus zu führen, daselbst zu beten und die Gebote des Herrn kennen und ausüben zu lernen, so hat er einen hehren Zweck, abgesehen von dem erhabenen Inhalt desselben.

Babette Fried, Prag.



Der Hofmeister und sein Zögling.

Flur und Wald gaben Zeugnis von den Wirkungen der Julisonne, alles lag unter dem Banne einer tropischen Hitze. Die Landstraße zog sich wie ein weißer Streifen mitten durch die wohlbestellten Felder, und jeder Schritt wirbelte den lagernden Staub zu großen Wolken empor. Die Schnitter hatten zum Teil ihre Arbeit getan, manches Stoppelfeld bewies dies. Zwei Wanderer schreiten die Straße allem Anscheine nach müde fürbaß, das Gespräch stockt. Wir erkennen unsere Freunde. Wie kommen sie daher? So fern ab von ihrer Heimat und in diesem Zustande?

Als es galt zu entscheiden, wie Alfred die Ferien heuer verbringen solle, schlug Rahn eine Fußwanderung vor. „Reisen“, sagte er, „ist ein Erziehungsmittel von ganz besonderem Wert. Nicht aber ein Reisen wie es jetzt allenthalben üblich ist, sondern ein froher Marich, wo man, sein Gepäck auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, fremde Gauen durchzieht und Land und Leute kennen lernt. Da giebt's gar viel des Schönen und Interessanten.“ Alfred, der ganz glücklich war, in Gemeinschaft mit Rahn reisen

zu können, fügte sich völlig seinen Anordnungen. Doch als Papa Goldschmidt eine gefüllte Börse Rahn auf den Weg geben wollte, verweigerte er deren Annahme. Er setzte auseinander, welchen Wert es hat, einige Zeit bescheiden unter dem Volke zu leben und er nehme daher nur soviel, als sie brauchen würden, um das Nötige zu beschaffen. Und so begaben sich unsere Freunde auf die Reise. Eine gute Karte bildete den unentbehrlichsten Bestandteil ihrer Ausrüstung. Seit acht Tagen nun befinden sie sich unter fremden Leuten und in einer unbekannten Gegend. Alfred hatte es bisher nicht zu bereuen gehabt. Jakob Rahn war ein musterhafter Reisebegleiter. Für alles hatte er richtige Erklärungen. Hier auf der weiten Ebene hatte vor so und so viel Jahren eine Schlacht stattgefunden, dort stand der Feind, hier die tapferen Vaterlandverteidiger. Da ragte wieder eine Ruine in die Luft, dort hauste, so erzählte Rahn, ein Raubritter, der seiner Zeit die ganze Umgegend unsicher machte, und dessen Nachkommen jetzt unter die Edlen des Landes gezählt werden. Hier der Fluß wird von jener Stadt aus schiffbar und

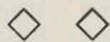
trägt die Schiffe bis in's weite Meer. Da trafen sie einen Bettler, vor dem sich Alfred ängstigte, nicht so Rahn. Er knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und hörte teilnahmsvoll seine Klagen über das Unglück, das ihn betroffen hatte; sie gaben ihm mitleidig ein größeres Geschenk von ihrem Gelde. Dort wird ein schwer mit Getreide beladener Wagen sichtbar, welchen Männer mit schweißtriefenden Gesichtern begleiten, denn die Ladung ward unrichtig geschichtet und neigte sich zur Seite und drohte umzukippen. Sie erlebten auch so manches Abenteuer. Täglich legten sie 30 bis 35 Kilometer zurück und befanden sich schon ziemlich weit von Hause, sie kamen auch in Gegenden, wo Alfred die Sprache der Einwohner nicht verstand. Da fand er, wie gut es ist, wenn man fremde Sprachen lernt. Auch ein Tagebuch wurde geführt und die Erlebnisse jeden Abend trotz aller Müdigkeit eingeschrieben. Täglich wurde auch nach Hause berichtet; wenn der Bericht auch noch so kurz war, durften die Lieben ihn doch nicht entbehren und sollten wissen, wo ihr Junge weilt, ob er gesund und wohl auf ist. Die Sonne verjank immer mehr und unsere Wanderer näherten sich einem größeren Orte. Rahn holte zur besseren Orientierung die Karte hervor und ersah, daß sie sich einem größeren Städtchen näherten, welches eine bedeutende jüdische Gemeinde besaß. „Heute ist der Vorabend unseres traurigsten Festes“, sprach Rahn, „der Zerstörung Jerusalems und es wäre mir lieb, heute noch eine Synagoge besuchen zu können.“

Nach Verlauf einer Stunde befanden sie sich im Städtchen, eine Herberge war rasch gefunden, dort wurde der Staub von den Füßen geschüttelt und der Weg zur alterwürdigen Synagoge genommen. Es dunkelte schon ziemlich stark, als sie das Gotteshaus betraten. Beim Eingange wurden sie von dem Diener angewiesen, das Schuhwerk abzulegen, denn heute durften keine lauten Tritte die feierliche Stille stören. Sie gehorchten. Als sie in den Bänken Platz nehmen wollten, trat der Diener wieder hinzu und bot ihnen

zwei Schemel als Sitze an, heute dürfte hier, wie er sagte, nicht auf Bänken Platz genommen werden. Männer kamen, ein jeder in Socken, still und feierlich ohne Gruß, jeder nahm seinen niedrigen Sitz ein, entnahm einem bereitstehenden Behältnisse einen Kerzenrest und sein Nachbar entzündete ihn. Alfred blickte verwundert um sich und getraute sich nicht eine Frage an seinen Begleiter zu richten. Dieser entnahm eben aus seiner Tasche ein dünnes Buch und holte sich ebenfalls ein Kerzenstümpfchen. Als Alfred seinen Blick nach Osten wandte, sah er die Bundeslade des Vorhanges entkleidet und soweit es sich in dem Dämmerlichte wahrnehmen ließ, fehlte überall jedeweder Schmuck. Hier und da sah man ein Lichtchen brennen. Bei dem Scheine eines solchen verrichtete der Vorbeter leise das Abendgebet; er begab sich zu den Stufen, welche zur Bundeslade hinaufführten und ließ sich nieder; ein alter graubärtiger Genosse hatte schon seit geraumer Zeit hier Platz genommen. Dieser entzündete ebenfalls einen Kerzenrest, gleichzeitig taten dies alle, die es bis jetzt nicht getan hatten und nun gewährte der große weite Raum einen düsteren Anblick. Alle Anwesenden hatten ihre Bücher zurechtgelegt. Nun ließ sich eine Stimme von der Bundeslade her vernehmen. Zuerst leise, ganz leise, dann immer mächtiger, bis endlich Worte vernehmbar wurden. In der Sprache unserer Väter wurde hier getrauert. Klageklänge, die seit Jahrtausenden ihre traurige Melodie beibehalten. Es waren die Klageklänge Jeremias, welche er auf den Trümmern Jerusalems zum strafenden Himmel empor sandte. Sie gingen Alfred tief zu Herzen. Es war eine so eigentümlich traurige Vortragsweise, als ob ein ganzes Volk am Grabe seiner großen Vergangenheit weinte. Fünf dieser Elegien, die wir besitzen (viele andere sind in der Zeiten Lauf verloren gegangen), atmen eine grenzenlose Liebe zu diesem Volke und tiefen Schmerz über seinen Fall. Als der Greis geendet hatte, klang wieder kein Dank, kein Gruß durch den Raum, so wie sie kamen, so

gingen sie, um am andern Morgen früh wiederzukommen und neue Klagelieder vorzutragen. So geschieht es von Jahr zu Jahr. Auch unsere Freunde begaben

sich, ohne ein Wort zu wechseln, in ihre Herberge. Alfred schrieb heute in sein Tagebuch lange, sehr lange.



Der Hund als Kinderfreund.

Erzählt Ida Böck.

Als Adam und Eva bereits das Paradies verlassen hatten, und ihnen von Gott Kinder geschenkt worden waren, da geschah es einmal, daß die Kleinen allein blieben, weil ihre Eltern ins Weizenfeld mußten. Dort bekam Mutter Eva plötzlich Angst. Sie fürchtete, der barsche Raim könnte dem sanften Abel die Milch wegnehmen oder die Suppe ausgießen und sie sprach bittend zum spielenden Häschen am Raim: „Bitte, lauf doch hinüber und sieh, ob die Knaben noch schlafen!“ Uebermütig lachte der Hase: „Soll ich mein fröhliches Spiel hier unterbrechen, um dir dümmlich zu dienen? Fällt mir nicht ein!“ Eva strich sich besorgt über die heiße Stirne. Schmeichelnd flehte sie dann ein froh hüpfendes Spätzlein an: „Fliege, o Vöglein, hinüber, bringe mir Nachricht, ob schlummernd die Kinder noch ruhen.“ Der Vogel sah mit ironischem Lächeln empor: „Hab' keine Lust! Hab' keine Lust!“ pfliff er ihr frech ins Gesicht. Eva seufzte tief auf: „Bienenchen, führt dich der Weg nicht an der Hütte vorbei? Könntest mir doch nach meinen Kindern schauen.“ „Hab' keine Zeit!“ summt die Biene unfreundlich und flog ohne Gruß davon. „Frosch, erweise du mir den Gefallen“, wandte sich nun die traurige Mutter an ein quakendes Tierchen, „machst ja ohnedies deinen Morgen-spaziergang. Wirf einen Blick auf meine Söhne daheim.“ Der Angesprochene grinste vor Hochmut, schwang mürrisch seinen Spazierstock durch die Luft und ging seines Weges.

Kummervoll senkte Eva den Blick. Da kam ein Hündchen gesprungen. Es

blieb vor Eva stehen und sagte: „Guten Tag, Frau Mensch! Weshalb singst du denn heute gar nicht?“ „Guten Tag, Meister Spitz! Ach, ich bin traurig. Zu Hause sind die Kinder allein. Nicht gern verließ ich die Kleinen, denn Raim ist wild und tückisch. Allein die Arbeit ist dringend.“ „Wenn du es wünschst, eile ich gleich hinüber, bleibe allda, bis du selber heimkommst.“ Voll Dank willigte Eva schnell ein.

Am folgenden Morgen kam wieder das Hündchen und jeden Tag war es da und lernte die Kleinen bedienen. Doch einmal fand es den Abel verlassen. Raim war früher erwacht, hatte den Milchnapf geleert und ist in die Wiesen gelaufen. Traurig kaute das Bübchen an dem trockenen Brote. Vergebens versuchte der Hund, es zu trösten. Er versiel auf dies und jenes, aber es wollte nicht helfen. Betrübt saß Abel und mochte nicht scherzen noch sprechen. Der Spitz wiegte nachdenklich den Kopf hin und her und sann nach, auf welche Weise er das gute Kind aufheitern könnte. Und wie er so da stand in Gedanken versunken, wiegte er unbewußt seinen Schweif hin und her, hin und her, hin und her ohne Ende. Abel sah es und sein Mündchen verzog sich zum Lächeln. Und als das Wiegen noch immer fortwährte, da lachte das Knäblein endlich laut auf. Sein Leid war vergessen. Der Spitz hatte seine helle Freude darüber. Und oft mußte er auf Abels Verlangen nun wedeln, gewöhnte sich's an und tat es gern aus Liebe und Treue zum Menschen.



Das Geld.

Zum 20. Jahrestage der gesetzlichen Feststellung der österreichischen Kronenwährung.

Von Gottlieb König.

(Schluß.)

Wesen und Einrichtung der in den verschiedenen Staaten bestehenden Noten- oder Zettelbanken zu besprechen, würde ein ganzes Buch füllen. Ich erwähne nur die bei uns seit dem Jahre 1816 bestehende Oesterreichische Nationalbank, jetzt Oesterreich-Ungarische Bank geheißen. Vom Gesamtbetrag der umlaufenden Noten müssen $\frac{2}{5}$ (40%) durch Edelmetall (Silber oder Gold) gemünzt oder in Barren gedeckt sein. Für den Rest ist bankmäßige Deckung zugelassen und zwar statunmäßige beliebige Edelmetalle, Wertpapiere, Wechsel usw. Wenn der Betrag der umlaufenden Noten den Vorrat um mehr als 200 Millionen Gulden übersteigt, so ist das Mehr mit 5 Prozent zu versteuern, bis zu 200 Millionen Gulden sind steuerfrei. Die Steuer fällt zu 0.7 Oesterreich und zu 0.3 Ungarn zu. Der Reingewinn der Bank wird seit 1899 soweit er 4 Prozent (früher 7 Prozent) des eingezahlten Aktienkapitals übersteigt, zwischen den Aktionären und den Staatsverwaltungen zu gleichen Teilen geteilt, bis zu 4% gehört den Aktionären allein. Jede der 150.000 Aktien gilt jetzt als mit 1400 Kronen eingezahlt, mithin beträgt das Aktienkapital 210 Mill. Kronen*). Die obere Leitung und Beaufsichtigung der Geschäftsführung hat der aus dem

Gouverneur, 2 Vizegouverneuren, deren Stellvertretern und 12 weiteren Mitgliedern bestehende Generalrat, dessen ausführendes Organ der Generalsekretär ist. Der Gouverneur wird vom Kaiser ernannt, die Generalräte werden von den Aktionären gewählt, 6 müssen österreichische, 6 ungarische Staatsangehörige sein. Die Bank hat außer den beiden Hauptanstalten in Wien und Budapest viele Zweiganstalten und Nebenstellen sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn**).

Die Oesterreichisch-Ungarische Bank, deren Wirksamkeit sich auf den ganzen Umfang des Reiches erstreckt, hat wohl das Recht der Notenausgabe, aber nicht das Recht der Prägung von Münzen, sondern sie kann goldene 20 Kronen- und 10 Kronenstücke gegen eine Prägegebühr in den staatlichen Münzanstalten in Wien und Kremnitz zur Deckung der ausgegebenen Banknoten prägen lassen.

Wie man an jeder Münze 2 Seiten, die Aversseite (Vorder-, Kopf-, Bild- oder Hauptseite) in der Regel das Bild des Landesherrn zeigend und die Aversseite (Rück-, Kehr-, Wappen-, Schriftseite) unterscheidet, so kann auch das Geld von zweifacher, moralischer Wirkung sein, es kann zum Segen, aber auch zum Fluche für den Menschen werden.

*) Große Unternehmungen, wie z. B. Eisenbahnbauten, Affekuranzen, Einrichtungen von Berg- und Huttenwerken usw. können von einzelnen nicht wohl unternommen werden, weil sie einen zu bedeutenden Fond erfordern. Es vereinigen sich deshalb zu ihrer Ausführung viele Personen zu einer Gesellschaft und legen das benötigte Geld zusammen. Ueber die Einzahlungen werden Dokumente ausgestellt, welche Aktien heißen. Man sagt dann: das Unternehmen ist auf Aktien gegründet, die Gesellschaft ist eine Aktiengesellschaft und die Gesellschafter Aktionäre. Der jährlich zu ermittelnde Anteil am Reingewinn, der an die Aktionäre nach Maßgabe ihres Aktienbesitzes als Dividende zur Verteilung gelangt, wird gegen Einlieferung der den Aktien gegen eine Reihe von Jahren beigegebenen Dividendenscheine, oft auch Zinskoupons genannt, ausgezahlt, nach deren Verbrauch gegen Einreichung des beigegebenen Talons ein neuer Kuponbogen verabsolgt wird. Soweit mir bekannt, schwankten die Dividenden der Oesterreichisch-Ungarischen Bank in den Jahren 1876–1900 zwischen 5.69–8.5%.

**) In Deutschland besteht die Reichsbank, die 1876 an die Stelle der früheren Preussischen Bank getreten ist. Dem Reiche steht die Beaufsichtigung und Leitung der Reichsbank zu, die Beaufsichtigung wird durch ein Kuratorium von 5 Mitgliedern, letztere vom Reichskanzler und unter demselben vom Reichsbankdirektorium ausgeübt, Präsident und Mitglieder des Direktoriums werden auf Vorschlag des Bundesrates vom Kaiser auf Lebenszeit ernannt. Vom Gewinne der Reichsbank bezieht das Reich einen Gewinnanteil.

In weissen Hand das Geld ein Mittel zur Genußsucht, zur Fröhnung häßlicher Leidenschaft ist, wer das Geld zu Wucher, zur rücksichtslosen und schamlosen Ausbeutung benötigt, um weissen Herz sich das Geld wie eine Eiskruste legt, dem bringt es Fluch und Verderben nur. Es gibt Leute, die trotz ihres Reichtums arm sind. Durch die Art und Weise, wie sie mit dem Gelde umgehen, wie sie es gebrauchen und verwenden, stellen sie sich selber ein Armutszeugnis aus, ein Armutszeugnis des Geistes und des Herzens. Ein bekanntes Sprichwort lautet:

„Geld macht nicht reich,
Es sei denn reich,
Dein Herz zugleich.“

Wer sein Geld redlich zu erwerben und gedeihlich zu verwenden weiß, sei es zu eigenem, vernünftigen Genießen oder zur glücklichen Lebensgestaltung für seine Familie, für alle, die ihm wert und seinem Herzen nahe sind, oder sei es zu Werken der Nächstenliebe und Wohltätigkeit, zur Vinderung der Not, zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes, zur Förderung hoher Geistesinteressen, der macht sein Geld zum Segen, zum Siegespreis im Kampfe des Lebens.

Wir lesen im Talmud folgende Erzählung: Ein Mann wurde bei Gericht angeklagt und sah sich unter seinen Freunden um einen Verteidiger um, der für ihn zu seinen Gunsten sprechen sollte. Seine ersten Schritte lenkte er zu seinem besten Freunde, an dem Zeit seines Lebens sein ganzes Herz hing. Doch als er seinem Freunde sein Anliegen vortrug und bat, mit ihm vor Gericht zu erscheinen, lehnte dieser des Angeklagten Bitte ohne viel Federlesens zu machen, von der Hand rundweg ab. Nicht viel besser erging es ihm bei seinem zweiten Freunde. Dieser fand sich zwar bereit mit dem Angeklagten zu gehen, doch vor

dem Tore des Gerichtsgebäudes angelangt, entschuldigte sich der Freund, schützte Geschäftsangelegenheiten vor, kehrte um nach Hause und ließ den Angeklagten allein zurück. Nun wendete sich der Beschuldigte an seinen dritten Freund, auf den er zwar keine allzugroße Hoffnung setzte, da er nur selten im Leben sich seiner erinnerte. Doch welche Überraschung! Der vernachlässigte Freund nahm sich seiner an, erschien mit ihm vor Gericht und bewirkte durch sein warmes, überzeugungsvolles Plaidoyer (spr.: Plädoajeh-Verteidigungsrede) den Freispruch des Angeklagten.

Solche drei Freunde hat jeder Mensch, wenn er vor dem Richterstuhl Gottes zur Rechenschaftsablegung über sein Leben gerufen wird. Sein bester Freund, sein Busenfreund, an dem sein ganzes Herz hing, ist das Geld, sein Reichtum, den er hier zurücklassen muß und nicht mit sich ins Grab nimmt. Die Anverwandten und Freunde begleiten den Verstorbenen bis zum Grabe, wo sie ihm eine Träne weihen. Die guten Werke aber, die der Mensch im Leben geübt, sind berebte Entlastungszeugen vor dem Throne des göttlichen Weltenrichters.

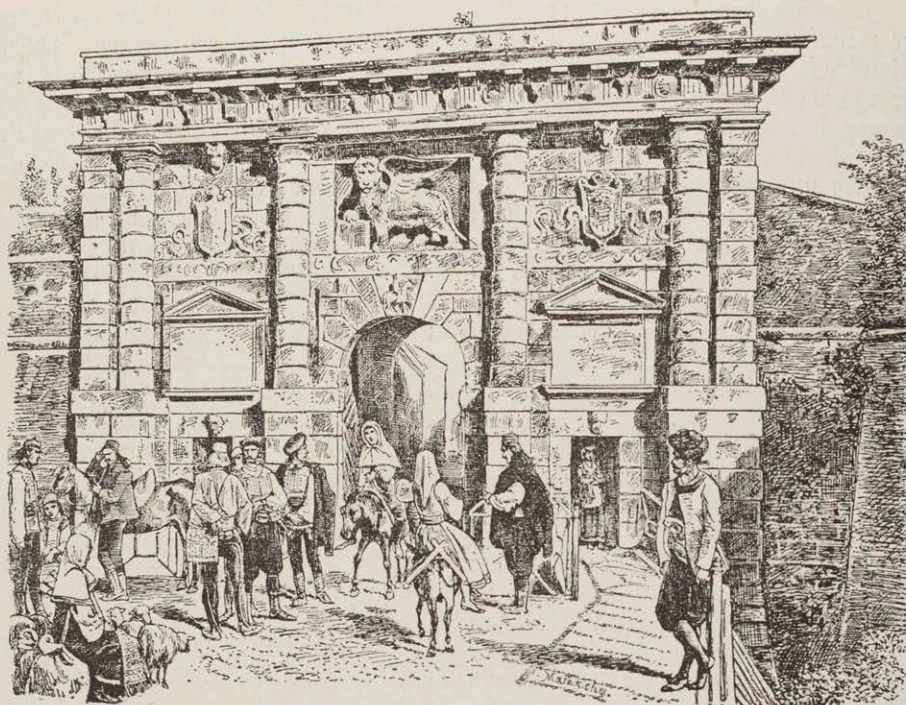
”כִּי לֹא־בְמֹנְתוֹ יִקָּח הַכֹּל לֹא יֵרֵד אִתּוֹ”

”בְּבֹד”

„Im Sterben nimmt der Mensch nichts mit von all dem zeitlichen Gute, das ihn so viele Mühe und Sorge gekostet, was er hier erworben und erungen, dies bleibt zurück, hat für ihn keinen Wert, ist für ihn Staub.“

Nur ein redliches, rechtliches, ein gottgefälliges Leben, ein wohltätiges und ein gemeinnütziges Wirken bereiten dem Menschen eine glückliche Sterbestunde und sichern ihm ein gesegnetes, dauerndes Andenken weit übers Grab hinaus.

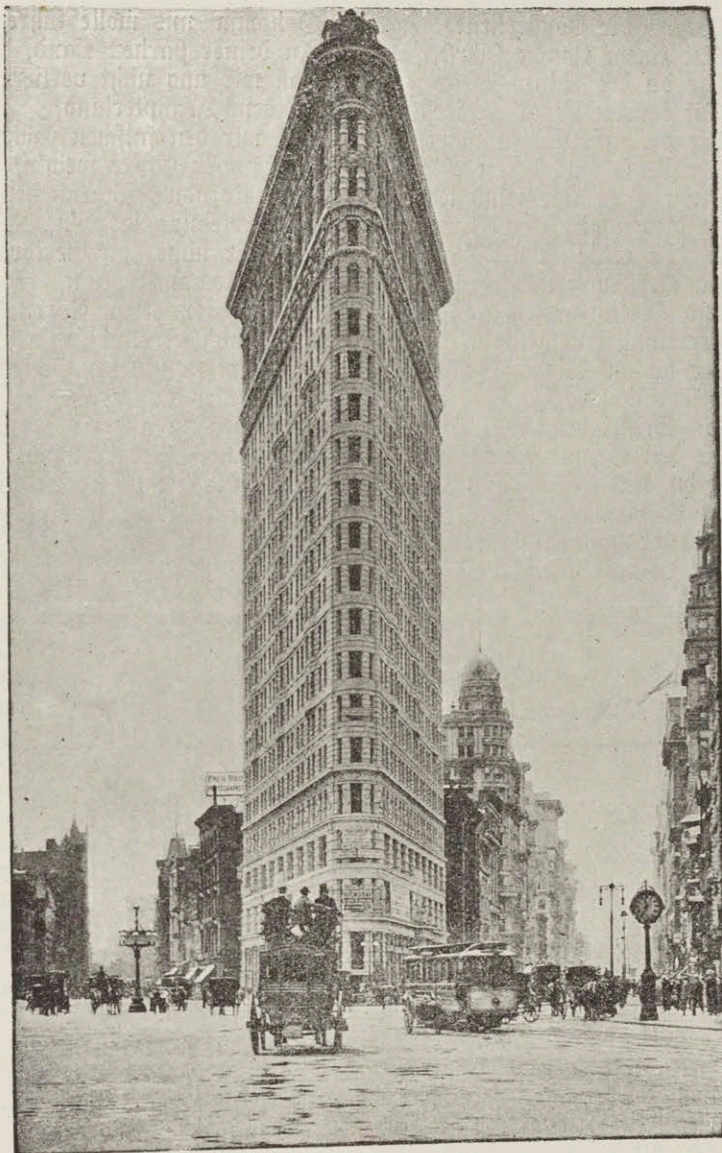




Geld als Tauschmittel

hat die Abhaltung von Märkten möglich gemacht und hat sehr viel dazu beigetragen, die Menschen gegenseitig näher zu bringen. Markttorte waren weit im Umkreise aufgesucht. Und besonders im Mittelalter haben für diese Einrichtung, als sie allgemein in Gebrauch kam, die Marktstädte viele und große Opfer gebracht. Zur Zeit, als Venedig die Herrschaft im Adriatischen Meere an sich brachte, hat sie dem Marktwesen die größte Sorgfalt gewidmet und dadurch kleinen Orten zu großem Wohlstand verholfen. Unser Bild stellt dar den Markt um die Porta terra ferma in Zara, der jetzigen Hauptstadt Dalmatiens, wie er einst abgehalten wurde. Ein Bau aus der späteren Römerzeit, den die Venezier in den einstigen Zustand her richteten.

Ganz andere Folgeerscheinungen fördert das Geld und der Warenverkehr in der neuen Welt zu Tage, besonders aber in New-York. Dort entstanden Riesenhäuser, von denen wir uns durch die nebenstehende Abbildung eine kleine Vorstellung machen können. Himmelanstrebende Häuser, sogenannte Wolkenkratzer, bergen den ins Riesenhafte sich steigenden Verkehr. Auf der Broadway, der Verkehrsader New-Yorks, wo jeder Fußbreit Boden mit Gold aufgewogen wird, ragen solche Riesen dachendweise in die Luft. Fünfunddreißig Stockwerke hoch ist der Riese an der Straßenecke und birgt sechstausend Menschen in seinem Innern, die sich darin alle Bedürfnisse beschaffen können, ohne einen Fuß auf die Straße setzen zu müssen. So groß sind die Gegensätze zwischen der Stadt an der Adria und derjenigen am Atlantique. Sie sind aber noch größer, wenn der Geschäftsverkehr in Betracht gezogen werden möchte, wozu aber der Raum hier allzu beschränkt ist. Wir können auf die Unterschiede bloß hinweisen, ohne sie auseinanderzusetzen zu können.



Der Weltenherr.

Der du die Donnerkeile
Mit einem Hauche führst,
Der du des Blickes Pfeile
Mit deinem Wink' regierst,
Der du auf Wolken fährst,
Bis Achse machst den Stern,
Den rauhen Nordwind lehrest
Du dienen dir, dem Herrn;
Der du ersdienst als Flamme
Im Dornbusch unverbrannt,
Und Moses ganzem Stamme,
Errettung hast gesand,
Der du auf Sinais Spitze
Gesetze ihm verlieh'n,
Als Griffel brauchtest Blihe,
Die den Granit durchzieh'n!
O du, des Volkes Führer,
Du Wolken säule hell,
Erretter und Regierer
Des Volkes Israel!

O komm, uns wolle führen
An deiner starken Hand,
Daß wir uns nicht verlieren
In dem Aegypterland,
Daß wir den falschen Götzen
Nicht unser Opfer weih'n,
Daß wir von Sündenmehren,
Die Seele uns befrei'n,
Daß wir nicht ganz verloren
In Wüsten untergeh'n,
Dereinst vor Bions Toren
Durch dich gerettet steh'n!
O komm zu unseren Belten,
Bridi unser Lager ab,
Führ' uns zu andern Welten
Mit deinen Feldherrnstab.
Breit' aus die starke Rechte,
Wir harren ihrer fromm —
Errette deine Knechte,
Adonai! Komm, o komm!

G. Ida Hahn-Hahn.

Die Zwillinge.

Erzählung von Josef Hart.

(Schluß.)

„Ghetto?“ wiederholte Boris und schüttelte seinen dunklen Kopf. O, er hatte ein ganz anderes Ghetto gekannt, eng und düster, mit dumpfen Häusern und mit Menschen, die finstere Mienen und glühende Augen hatten. Unter diesen Ghettomenschen war er groß geworden.

Jetzt folgte er mit gesenktem Haupte seinem Führer und erst als er in dem Betraum der Altneusynagoge stand, ging es über sein Gesicht wie Wetterleuchten. Hier sprach das Heimatsgefühl zu ihm, hier war er kein Fremder. Und hier geschah es, daß Boris gesprächig wurde. Die Zwillinge horchten staunend auf.

Besser als Onkel Heinrich kannte Boris die Altneusynagoge. Sein Vater hatte ihm viel von ihr erzählt und er hatte in alten Büchern von ihr gelesen.

Abigail blickte anerkennungsheischend zu Onkel Heinrich empor und wisperte: „Was sagst du jetzt zu Boris, Onkel?“

Auf dem alten Jüdendfriedhof rauschte der Wind in den Sträuchern und Bäumen, als erzählte er den grauen, verwitterten Totensteinen von der jungen Welt, die ihre Wogen bis an die haltgebietende Friedhofsmauer warf. In ehrfurchtsvollem Schweigen gingen die Kinder mit ihrem ernstesten Führer durch den großen stillen

Garten. Nur ab und zu hielt Onkel Heinrich im Gehen inne und machte die Drei mit leisen Worten auf den oder jenen Grabstein aufmerksam. Dann bückten sie sich und legten jeder ein kleines Steinchen auf die großen, altersgrauen Steine — wie zum Trost: „Noch seid ihr nicht vergessen; wir sind bei euch gewesen, wir, die Jungen!“ —

Es dämmerte schon, als sie den Heimweg antraten. Boris schritt stumm an Onkel Heinrichs linker Seite. Rechter Hand ging Abigail neben Georg. Da sagte Abigail zu ihrem Bruder: „Ist dir jetzt nicht, als wäre uns Boris viel, viel näher gekommen?“

Und Georg nickte und ging zu Boris hinüber und nahm, ohne ein Wort zu sagen, die Hand des Einsamen fest in die seine. So gingen sie Hand in Hand den langen schönen Weg über die breiten Moldaufais bis zu Onkel Heinrichs Haus.

In den nächsten Tagen hatte Tante Marie ein sorgenvolles Gesicht. Und Abigail wußte den Grund: der Grund hieß Boris. Sie hatte gehört wie Onkel und Tante über Boris sprachen; Onkel Heinrich hatte vergeblich nach einer Unterkunft in einem Waisenhause Umschau gehalten und Tante Marie tat wohl der fremde Knabe furchtbar leid. O ja, das konnte Abigail ganz gut begreifen; sie machte sich ja selbst Sorgen genug.

Ungefähr eine Woche waren sie schon in Prag. Die Zwillinge fühlten sich wunderbar heimisch bei Tante Marie und dem Onkel. Nur Boris war wenig aus sich herausgegangen, und als ihm eines Morgens Onkel Heinrich sagte, daß er schon keine Abreißarbeit für ihn habe, er möge nur mit den Zwillingen spazieren gehen und am Belvedere ein wenig Tennis mit ihnen spielen — da verfiel er wieder in den früheren Zustand der finsternen Teilnahmslosigkeit.

Das war um die Zeit, als Georg bei trübem Wetter vom Onkel die Erlaubnis bekam, in seiner Kumpelkammer zu framen; der kleine Raum war angefüllt mit Möbelstücken, Büchern, Bildern, Werkzeugen aus Onkels Junaaesellen-

zeit. Und als Georg aus einem tiefen Schranke merklich interessiert einen Band Lederstrumpf, eine alte Schülerphotographie und einen rostigen Degen mit kunstvollem Knauf hervorgezogen hatte, stieß er einen Ruf des Entzückens aus. Was er da plötzlich ans Tageslicht beförderte, war ein richtiger schwerer Geigenkasten. Und als er mit zitternden Fingern die Feder schnappen ließ, da lag eine alte verstaubte Violine vor seinem Blicken.

Mit strahlendem Augen nahm er sie hervor, befreite sie mit seinem Tuche von Staub und tat einen tiefen Seufzer, bevor er sie an seine Wange legte und mit dem Bogen über die Saiten strich. Was gab sie für einen herrlichen Klang. — Und ohne, daß er sich dessen bewußt wurde, griffen die Töne nach einander und verbanden sich zu Tschaikowskiss Violinkonzert.

Wie im Traume sah Georg, daß zuerst Tante Marie mit Abigail und dann auch Onkel Heinrich in sein Eroberungsgebiet getreten waren, und als er in des letztern, des Musikkenners Augen, ein bewunderndes Staunen las, da ging ihm ein Beben durch den Leib und doppelt süß sang die Geige.

Aus dem Nebenzimmer klang ein Ton herüber und wieder einer und wieder; wie Perlen reiheten sie sich aneinander . . . die Begleitung zu Georgs Konzert. Leise schlich Abigail zur Türe und öffnete sie: Vor dem Bechsteinflügel saß Boris mit zurückgeworfenen Kopf, als schwelge er in den Melodien, während seine Hände mit leisem Anschlag, wie ehrfürchtig die Tasten berührten.

Georg hatte den Bogen sinken lassen und das Klavierspiel war verstummt. Onkel und Tante konnten sich noch immer von ihrem Staunen nicht erholen.

„Du bist ja ein Künstler!“ sagte Onkel Heinrich ein über das anderemal.

Um den Klavierspieler kümmert sich niemand, dachte Abigail und seufzte. Da trat er gerade ein, mit einem fremden, weichen Ausdruck in seinem braunen Gesicht und in seinem mühsamen Deutsch sagte er zu Georg:

„Ich habe schon lange nicht so schön auf der Violine spielen gehört, obwohl mein toter Bruder ein Virtuose im Geigen-spielen war.“

Ueber Abigails Rücken lief ein Schauer. Was hatte der arme Junge schon durchgemacht — und doch sagte ihm niemand ein gutes Wort. Georg hatte mit sich selbst zu tun; er klagte dem Onkel sein Leid und drückte mechanisch die ihm von Boris largebotene Hand. Tante Marie war hinausgegangen, denn ihr Baby verlangte nach ihr. So stand denn Boris allein und der fremde, weiche Ausdruck verlosch in seinem Gesicht.

Leise, als schämte er sich, herein-gekommen zu sein, schlich er aus dem Zimmer. Abigail sah ihn dann, bevor sie in ihr kleines Stübchen, das ihr Tante Marie eingeräumt hatte, eintrat, in Onkels Bibliothek auf einer Leiter stehen und die Bücher ordnen. Er hatte wieder eine Beschäftigung gefunden. —

Abigail stand am Fenster ihres kleinen Zimmers und sah hinaus. Es war ein häßlicher Tag; der Wind fuhr pfeifend durch die Straßen und der Himmel hing voll von grauen Wolken; dazwischen sprühte ein feiner Regen unablässig, als wollte er nie mehr aufhören. Sie öffnete das Fenster und beugte sich hinaus. Die feuchte Luft tat ihrem schmerzenden Kopfe wohl und beruhigte sie. Abigail war schon so müde vom Nachdenken, von immerwährendem Grübeln: Wie kann ich ihm helfen, denn sie trug doch die Verantwortung, wenn sich Boris unglücklich fühlte als sonst, denn sie hatte ihn ja aus seiner Bahn gerissen, wie Papa gesagt hat. Und nirgends ein Ausweg und nirgends Hilfe. Selbst Georg, der ihr immer und überall half, versagte; er hatte trotz vieler Versuche noch immer keinen richtigen Freundschaftston für den Verkehr mit Boris gefunden. Tante Marie hat mit ihrem Baby zu tun und Onkel Heinrich mit seinen Büchern. So blieb nur Abigail. Aber was konnte sie dem über seine Jahre ernsten Boris sein. Er über sah sie ja, er trug ihr vielleicht nach, daß sie ihn zurückgehalten hat, er

schämte sich vielleicht, daß er sich dem kleinen Mädchen anvertrauen wollte.

Aber sie wollte alles wieder gut machen. Sie wollte nicht ruhen, bevor sie nicht für Boris eine Heimat gefunden hatte. Und wieder quälte sie ihr gemartertes Hirn und suchte, und suchte. Und als sie dann leise, wie ein ertappter Dieb das Fenster schloß, da hatte sie ihn, den rettenden Gedanken. Aus dem dämmernden Tageslicht hatte sie ein freundliches Antlitz angesehen und zwei gute Augen hatten ihr zugelächelt.

Da huschte sie lautlos in Onkels Arbeitszimmer und kam zurück mit seinem riesigen Tintenfaß und einem Briefbogen mit Couvert. Und während draußen der Wind durch die Straßen fuhr und sich gegen das Fenster stemmte, saß Abigail vor dem riesigen Tintenfaß und malte Wort neben Wort mit ihrer ungelenkten Mädchenhand auf das weiße Papier. Sie zitterte vor Erregung und fieberte vor Angst, daß sie jemand überraschen könnte; und dann wäre es um ihren schönen Plan geschehen.

Darum faßte sie sich möglichst kurz, schrieb, während die Tinte in einem kleinen Klex auf dem Papiere trocknete, nach kurzem Suchen im Gedächtnisse die Adresse auf das Couvert und verschloß den Brief.

Dann nahm sie ihren Hut und ohne erst Zeit mit dem Holen ihres Mantels zu verlieren, schlich sie zum Hause hinaus. Draußen empfing sie ein heftiger Windstoß und trieb ihr eine ganze Ladung kalter Regentropfen ins Gesicht. Doch Abigail strebte unerschrocken vorwärts. Beim nächsten Briefkasten machte sie halt, als sie aber entziffert hatte, daß er erst in zwei Stunden ausgehoben werde, lief sie auf das Filialpostamt, wo sie gestern mit Onkel Heinrich eine Depesche aufgegeben hatte und warf dort aufatmend ihren Brief in den Kasten. —

Niemand hatte daheim ihre Abwesenheit bemerkt. Onkel Heinrich war in seinem Klub und Tante Marie wohl in der Küche oder bei ihrem Baby, das wieder einmal schrie, als ob die Welt

untergehen sollte; aus dem letzten Zimmer klangen Geigentöne zu Abigail herüber. Sie schlüpfte aus ihrem durchnähten Kleidern frierend in ein warmes Hauskleid und schmiegte sich in die Sofaecke. Die Geigentöne verschmolzen in Abigails schmerzenden Kopfe mit Babys jämmerlichem Weinen, dazwischen fühlte sie das Schlagen ihrer Pulse und wußte plötzlich, daß sie vergessen hatte, auf den Brief eine Marke zu kleben — dann schlief sie ein.

6. Abigails Sieg.

Herr Groß war von seiner Wiener Geschäftsreise direkt nach Hause gefahren. Er saß in seinem Büro vor dem mit Korrespondenzen beladenen Schreibtisch, als ihm der Kanzleidener Herrn Professor Lederer meldete.

Ueberrascht trat er dem Eintretenden entgegen: „Herr Professor, es ist mir ein Vergnügen Sie bei mir begrüßen zu können.“

„Sie werden sich wundern, Herr Groß, wieso der Ihnen unbekannte Gymnasialprofessor dazu kommt, Ihnen das Haus zu stürmen. Der Grund liegt hier.“ Professor Lederer hatte, während er sprach, seiner Briefftasche ein Schreiben entnommen, das er Herrn Groß hinüberreichte.

„Lieber Herr Professor!“ stand mit ungelenkter Mädchenhand auf dem großen Bogen, „Erinnern Sie sich noch an die Abigail Groß vom Kinderfest? Das bin ich, aber ich bin nicht mehr so wild und leichtfertig wie früher; fragen Sie nur Georg, wie still ich jetzt bin und traurig. Deshalb schreib ich Ihnen, denn ich glaube fest, daß Sie mir helfen. Ich weiß mir keinen Rat, ich habe schon gar, gar keine guten Gedanken mehr von lauter Sorgen — und das alles um den Boris Rednow, den ich nicht nach Amerika reisen lassen wollte. Es wäre wirklich Schade um ihn gewesen; er ist so unheimlich klug und kann auf dem Klavier spielen und in Mathematik würde er bei Ihnen der Erste sein. Herr Professor, könnten Sie den Boris nicht zu

sich nehmen? Sie haben ja niemand auf der Welt und er ist auch ganz allein. Sie glauben nicht, was der schon alles verloren hat: Vater, Mutter, einen Bruder, seine russische Heimat und jetzt auch durch meine Schuld seine Gefährten. Ich wage nicht, den Papa darum zu bitten, und deshalb flehe ich zu Ihnen, kommen Sie herein zu uns, zu Onkel Heinrich nach Prag und nehmen Sie den Boris zu sich. Ich wollte, Sie wären schon jetzt hier, damit ich Ihnen alles sagen kann, denn ich fürchte, daß aus meinem Briefe niemand klug wird. Ich danke Ihnen vielmals, vielmals und warte auf Sie. Abigail Groß.“

Der Vater der Schreiberin faltete den Briefbogen zusammen, steckte ihn in das Couvert zurück und murmelte:

„Noch Strafporto haben Sie zahlen müssen, Herr Professor.“ Dann fuhr er sich über die Stirn, als wollte er etwas verschonen: „Entschuldigen Sie die Belästigung, die Ihnen das unverständige Kind bereitet hat; ich werde selbstverständlich die Angelegenheit sofort erledigen.“

Professor Lederer war in Gedanken verjunken gewesen. Er hegte einen stillen Groll gegen den reichen Kaufherrn, seit ihm damals beim Kinderfeste die kleine Abigail gesagt hat: „Papa, der hat uns ja gar nicht lieb!“ Jetzt als Herr Groß schwieg, erhob er sich von seinem Sessel und griff nach dem Couvert mit der Strafportomarkte, das vor Herrn Groß auf dem Tische lag.

„Mich hat der Brief durchaus nicht belästigt. Im Gegenteil, ich kam her, um mir einige kleine Auskünfte von Ihnen zu erbitten. Zuerst brauche ich die Adresse von „Onkel Heinrich“, die Ihr Töchterchen infolge der mangelnden Übung im Briefeschreiben, ganz und gar ignoriert hat. Die andern Erklärungen kann ich mir eigentlich selber geben. Es handelt sich anscheinend um ein russisches Auswandererkind. Mehr brauche ich schließlich nicht zu wissen; denn wenn Ihre Abigail so viel Sympathien entgegen bringt, der muß gewiß ein guter

Mensch sein. — Sehen Sie Herr Groß, ich sehe einen Fingerzeig Gottes in diesem Briefe — und ich folge.“

Der Angeredete schrieb halb mechanisch die Adresse seines Schwagers Heinrich auf eine Visitenkarte.

„Ich danke Ihnen“, sagte Professor Lederer und nahm die Karte an sich; „jetzt muß ich mich beeilen, um 11 Uhr 30 Min. geht der Zug.“

Längst schon war die Tür hinter dem Professor ins Schloß gefallen und noch immer saß Herr Groß vor seinem Schreibtisch in untätigem Grübeln befangen, was sonst nicht seine Art war.

Die Ereignisse des heutigen Tages hatten sich aber mit der eben durchlebten Szene nicht erschöpft. Es mochte eine Stunde später sein, als ihm der Postbote einen Expressbrief einhändigte, den er, nachdem ihm der Stempel „Prag“ aufgefallen war, hastig aufriß. Als er die überlegten, vernünftigen Worte seines Schwagers Heinrich las, atmete er erleichtert auf und wußte nun, daß er beim Öffnen des Umschlages auf Schlimmeres gefaßt war.

Sein Schwager berichtete, daß sich Abigail gestern aus unbegreiflichen Ursachen erkältet habe und fiebere, daß aber der Arzt diesen Zustand als bald behoben und durchaus nicht gefährlich bezeichne, und daß er ihn, nur um seinem Verantwortungsgefühl zu genügen, davon verständige.

Am Rande aber bemerkte Herr Groß noch einige mit Bleistift geschriebene Worte von Georgs Hand: „Papa, komm zu uns! Abigail spricht im Traum und kennt uns nicht. Dein Georg.“

In des Lesers Antlitz zuckte keine Miene. Als folge er einem innern Zwange, über den er sich nicht Rechenschaft geben wollte, verschloß er seinen Schreibtisch; ging in die Wohnung und ließ die alte Frau, die Großtante der Zwillinge, schleunigst seinen Koffer packen.

Fünf Minuten vor Abfahrt des Prager Zuges stand er unversehens neben Professor Lederer, der zu Herrn Groß Erstaunen diese Situation wie eine selbstverständliche betrachtete, am Bahnsteig und beide blickten ungeduldig der Ankunft des Zuges entgegen.

Abigail phantasierte. In den zusammenhanglosen Sätzen spielte die von ihr seinerzeit vergessene Briefmarke die größte Rolle, und über ihres Vaters Züge, der ab und zu lange an ihrem Bette saß, kam ein gerührtes Lächeln.

Am nächsten Tage war Abigail fieberfrei und als sie die Augen weit und neugierig öffnete, da wußte sie eine lange Weile nicht, wie sie sich das Gesehene zusammenreimen sollte.

Im Nebenzimmer stand eine Gruppe von Herren im regen Gespräche. Onkel Heinrich — und der andere war der Papa — und der dritte — das war doch wirklich und warhaftig Professor Lederer.

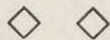
Georg, der bemerkt hatte, daß Abigail erwachte, war schon bei ihr. „Abigail, das hast du fein gemacht. Professor Lederer ist von Boris begeistert; er nimmt ihn zu sich; später adoptiert er ihn vielleicht . . . Und Papa, Abigail, den wirst du nicht wieder erkennen, du wirst staunen, wie viel Zeit er jetzt für uns übrig hat . . .“

Mit strahlenden Gesichtchen legte sich Abigail in ihre Kissen zurück. So war doch alles gut ausgefallen.

Aber als sie am Nachmittag mitten unter den anderen in Tante Mariés Zimmer saß und von allen so liebevoll behandelt wurde, als wäre ihr jeder einzelne Dank schuldig, da deutete sie diese Situation noch für ihren Bruder aus.

„Und Georg darf wieder Geigenunterricht nehmen, Papa, nicht wahr?“

Und Papa hat eine Weile überlegt und hat dann ja gesagt.



Meyer Rothschild und seine Gattin Gudula.

Begründer des Welthauses Rothschild.

In der Stadt Frankfurt am Main war Meyer Rothschild ein kleiner Bankier, der reicher an Kindern als an Glücksgütern war; aber desto begabter war er mit Kenntnissen als Archäolog und Münzkenner. Seine Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit hatten ihm die Liebe und das volle Vertrauen hoher Personen erworben. So stand er seit mehreren Jahren mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel in Verbindung, denn dieser Fürst war ein leidenschaftlicher Münzensammler, und fand sich durch Meyers Ankäufe von Münzen auf das vollkommendste befriedigt, weshalb der Landgraf ihm gewogen war. Zur Seite des redlichen Meyer stand ihm getreulich in Gram und Leid, in Sorge und Anstrengung, seine Gattin Gudula, die in ihrem fünfzehnten Lebensjahre Meyers Verlobte, und darauf seine liebe Gattin ward.

Gudula, streng von ihrer Mutter an Sparsamkeit gewöhnt, trug durch Selbstentsagung und Klugheit zur Vermehrung des Wohlstandes ihrer Familie bei. Aber bald erschien mit dem Jahre 1793 die Schreckensrevolution in Frankreich mit alles niederwerfender und zermalmender Wuth, ja ihre Schrecken drohten über Deutschland auszubrechen.

Unter den deutschen Fürsten, die damals bei der einbrechenden Gefahr ihr Vermögen zu sichern bedacht waren, befand sich auch der Landgraf von Hessen-Cassel, der seine Diamanten und auch mehrere Millionen in Silber- und Goldbarren zusammenpakte und mit diesen Schätzen nach Frankfurt eilte, wo er sein gerettetes Vermögen in Sicherheit bringen wollte.

Bei seiner Ankunft in Frankfurt ging der Landgraf sogleich zu Meyer Rothschild und bat ihn, seine mitgebrachten Schätze in Verwahrung zu übernehmen und während der kommenden, schlimmen Zeit zu verwalten. Meyer stellte dem Fürsten vor, daß, er selbst durch die List und Plünderjucht der immer näher an-

rückenden Franzosen für sein eigenes Vermögen das Schlimmste zu befürchten habe, da die Franzosen gewiß nach Frankfurt kommen und die Stadt plündern werden. Endlich gab Meyer Rothschild nach und nahm die Schätze von dem Landgrafen an, der dann aus Frankfurt weiter flüchtete.

Kaum war Rothschild mit seiner gefährlichen Gold- und Silberlast allein, als ihn eine große Besorgnis befiel und ihm keine Ruhe ließ. Er beschloß die ihm anvertrauten Schätze des Landgrafen zu verbergen, dagegen sein eigenes Vermögen den plündernden Feinden Preis zu geben, und so durch solche Befriedigung sie von eifriger Forschung nach verborgenem Gelde und Prätiösen abzulenken. Der ehrliche Meyer ging in seinen beim Hause befindlichen Garten und suchte eine ihm geeignete Stelle auf, um den anvertrauten Schatz des Landgrafen hier zu vergraben.

In der Stunde der Mitternacht grub Meyer mit seinem Händen ein tiefes Loch und verbarg darin das ihm übergebene Gut des Fürsten, wobei ihm allein seine treue Gattin Gudula zur Seite stand, und die Sache eifrig beenden half. Endlich war alles besorgt und das geheime Plätzchen nur den Eingeweihten bekannt; so viel als möglich unscheinbar gemacht; dann schritten Meyer und seine Gattin mit leichtern Herzen aus dem Garten.

Was Rothschild vorher gesagt und gefürchtet, das traf auch gar bald ein; die Franzosen drangen unwiderstehlich durch ihre große Uebermacht vorwärts, kamen und besetzten die Stadt Frankfurt und plünderten Rothschilds Haus, und da sie sahen, daß der Eigentümer ihnen freiwillig Kisten und Schränke reich gefüllt aufschloß, forschten sie nicht weiter nach verborgenen Schätzen, ja sie ehrten den jüdischen Bankier seiner offenen Handlungsweise wegen und gaben ihm eine Schutzwache gegen weitere Ueberfälle, so wie etwas Geld zurück.

(Schluß folgt.)

Bei Adolf Kraus, dem Chicagoer Philanthropen.

Während seines Aufenthaltes in Prag.

„An alle europäischen Gesandtschaften und Konsulate der Vereinigten Staaten von Nordamerika!

Hiermit stelle ich Ihnen meinen lieben Freund, den sehr ehrenwerten Hr. Dr. Adolf Kraus vor, der mit seiner Gattin eine Europareise unternimmt. Ich ersuche Sie, ihm und seiner Gattin in allem behilflich zu sein und ihn mit den ihm gebührenden Ehren zu empfangen.

Tast, Präsident der Vereinigten Staaten.“

Dr. Adolf Kraus, Anwalt der Stadt Chicago, Präsident ihrer Schulbehörden, Eigentümer der „Chicago Times“, Vorsitzender der Prüfungskommission für amerikanische Staatsbeamte, Präsident sämtlicher Sektionen des großen, über die ganze Erde organisierten jüdischen Humanitätsvereins „Bnai Brith“, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Inhaber ungezählter Ehrenstellen und Titeln der Vereinigten Staaten, Multimillionär, derselbe Dr. Adolf Kraus, der das Handschreiben Tasts im Portefeuille trägt: ein freundlicher alter Herr, Anfang der Sechziger, Klugheit und Energie im wohlwollenden, glattrasierten Gesicht. Er sitzt mir gegenüber am runden Marmortischchen im Schachsalon des „Continental“; neben ihm sein Adlatus, der junge, sonnengebräunte Dr. Livingstone aus Chicago und ein paar seiner Prager Freunde, Kaufleute. — Dr. Adolf Kraus ist Selfmademan und Gentleman — eine rare Mischung.

Ganz seltsam, wie der ganze Mann, ist seine Geschichte, die ich teils von ihm, teils von seinen Bekannten hörte. Es ist die Geschichte des starken wissenschaftlichen Intellekts, der in Amerika — sogar in Amerika — aus eigener Kraft reüssierte.

Dr. Kraus ist unser enger Landsmann. Er wurde in Blowitz geboren und in Rokitzan erzogen. Zwei Klassen Realschule machte er dort mit, dann wanderten seine Leute nach Amerika aus, dem vielgepriesenen Amerika. Der junge Kraus wurde aus einem Realschüler zum Lehrjungen, eine recht schmerzliche Meta-

morphose. Amerika war ganz anders, als es sich die Unzufriedenen in Böhmen vorgemalt hatten, war ein hartes Land, kalt und eisern wie seine wahnsinnig schnell ratternden Maschinen. Aber der Junge behielt den Kopf oben, er wollte mit diesem Land schon fertig werden. Nach dem Hungern und Frieren auf dem Straßenasphalt kam er in eine verhältnismäßig behagliche Stellung: Kommiss in einem Modegeschäft.

Und hier reifte sein Lebensplan: er wollte studieren, er mußte um jeden Preis studieren. Der Preis war bitter: keine Ruhestunden, fast kein Schlaf, vom Essen abgekargtes Kollegiengeld. Aber es ging, der zähe Körper hielt diese Belastungsprobe aus. Der Kommiss wurde summa cum laude Doktor Juris und Advokat. — So kam Dr. Adolf Kraus zu seinem Beruf.

Als einer der tausende Advokaten Chicagos hungerte er vorderhand weiter. Und die Fastenperiode dauerte nun so lange, daß selbst dieser energische Kopf an seiner Zukunft verzweifeln wollte.

Da kam endlich das Glück — in einer sehr merkwürdigen Form.

Sein Träger war ein armer ausgewandter tschechischer Schneider, der im Wahnsinn seine Frau erschlagen hatte. Als er vor Gericht gebracht wurde, fand er keinen Anwalt. Niemand wollte sich in diesem aussichtslosen Fall exponieren. Schließlich wandte sich der Mörder an Dr. Kraus. Es wurde beider Glück. Kraus verstand tschechisch, er verstand das Jammern und Schreien des gehekten wahnsinnigen Schneiders, er verstand sein Aufstöhnen der Angst: und er verteidigte ihn. Trotzdem er nie daran gedacht hatte, Anwalt in Kriminalsachen zu werden.

Seine Rede soll wundervoll gewesen sein. Er war groß, und zwang die andern unter seine Größe. Und als er zum Schluß den Wahnsinnigen vor dem Gesetz in Schutz nahm, als er ausrief, man

könne einen Kranken nicht für seine Krankheit schänden, sprach das Gericht den wahnsinnigen Mörder frei.

Dr. Adolf Kraus war einer der berühmtesten Advokaten des großen Chicago geworden. Den Platz hatte er sich ehrlich erstritten.

Daß sein erstes Werk, das Werk, das ihn berühmt machte, eine Tat der Humanität war, ist bedeutsam für Dr. Adolf Kraus und sein Leben. Denn stets hat er seine Persönlichkeit, sein Vermögen und seinen großen politischen Einfluß den Armen und Verfolgten zugute kommen lassen. Ebenso zahlreich wie die politischen Ehrenstellen, häuften sich bei ihm die Ehrenstellen in den großen humanitären Körperschaften. In der Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels, in dem österreichischen Verein in Chicago und in der jeder Achtung werten international jüdischen, philanthropischen Gesellschaft Bnai Brith steht sein Name an allererster Stelle.

Ein Gespräch mit Dr. Adolf Kraus gibt ein gutes Stück amerikanischer Geschichte. Roosevelt und Taft sind seine intimen Freunde. Er hat dem russischen Minister Witte bei den New Yorker Friedenskonferenzen im russisch-japanischen Kriege Vorstellungen wegen der Judenverfolgungen in Rußland gemacht und das — leider nie eingehaltene — Versprechen baldiger Remedur von ihm bekommen. Er wurde von Taft telegraphisch nach Washington berufen, um in der Passfrage amerikanischer Juden in Rußland sein Votum abzugeben, ein Votum, das entschied.

„Das amerikanische Volk“, sagte er zu mir, „wird nie einem neuen Passvertrag mit Rußland seine Zustimmung geben, wenn dieser Vertrag nicht allen amerikanischen Staatsbürgern, die jüdischen mit eingerechnet, das gleiche Recht gibt.“ — Dr. Adolf Kraus weiß wohl, warum er so dezidiert sprechen darf. Seine eigene Arbeit hat ihn dazu berechtigt.

Von einer interessanten, recht gefährlichen Episode seines Lebens war auch die Rede: Dr. Kraus hatte als Anwalt der Stadt Chicago angeordnet,

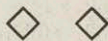
daß sein Bureau jedem ohne besondere Anmeldung offen stehe. Kein Wunder, daß es von ungebetenen Besuchern überschwemmt wurde. Einmal kam — wie stets unangemeldet — ein zweifelhaft aussehender Mann zu ihm, der ihn sehr energisch aufforderte „sein“ Bureau zu räumen. Soeben sei er selbst vom Bürgermeister zum Anwalt der Stadt bestellt worden und wolle sein Amt gleich antreten. Dr. Adolf Kraus vermutete sofort, daß der Mann irrsinnig sei. Er stand ruhig auf, bat den andern, seinen Platz einzunehmen, ging ins Vorzimmer und telephonierte nach der Polizei. Der Irtsinnige hatte eine Weile in den Akten herumgestöbert und war dann ins Bureau des Chicagoer Bürgermeisters gegangen. Er traf ihn an und rief ihm zu, daß er soeben von Dr. Kraus die Anwaltschaft der Stadt Chicago übernommen habe. Der Bürgermeister fertigte ihn barsch ab. Der andre ging nicht. Da packte ihn der Bürgermeister beim Arm und drängte ihn zur Türe hinaus. In diesem Augenblick riß der Wahnsinnige einen Revolver aus der Tasche und feuerte. Er traf tödlich. So starb Carter Harrison, Bürgermeister von Chicago.

Dr. Kraus plaudert dann über den Zweck seiner Europareise. Er hat in Berlin an einer Sitzung des Komitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels teilgenommen und über die Verhältnisse in Chicago Bericht erstattet. Dank seiner Mühe sind dort so strenge Gesetze gegen Mädchenhändler erlassen worden, daß Chicago von dieser unsauberen Gesellschaft fast völlig gereinigt ist. Auch in Wien fand eine ähnliche Zusammenkunft statt. Bei uns in Prag besucht Dr. Kraus den Humanitätsverein Bnai Brith. Er liebt Prag als seine „zweite Heimat“ und es macht ihm das größte Vergnügen, seinem Freunde Dr. Livingstone alle ihre Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Der ist auch voll Bewunderung. „In Amerika“, meinte er, „gibt es kaum ältere Städte als solche von drei, vierhundert Jahren. Der prachtvolle Gradschin hat kein Gegenstück bei uns, nichts, was sich mit ihm vergleichen ließe.“

Heute geht die Reise weiter, nach dem Heimatsort Dr. Kraus und dann nach Karlsbad. — Nur wenige haben

gewußt, das der hervorragende Mann, der Ethiker der Praxis, bei uns war.

R. K.



Minister Sir Rufus Isaacs.

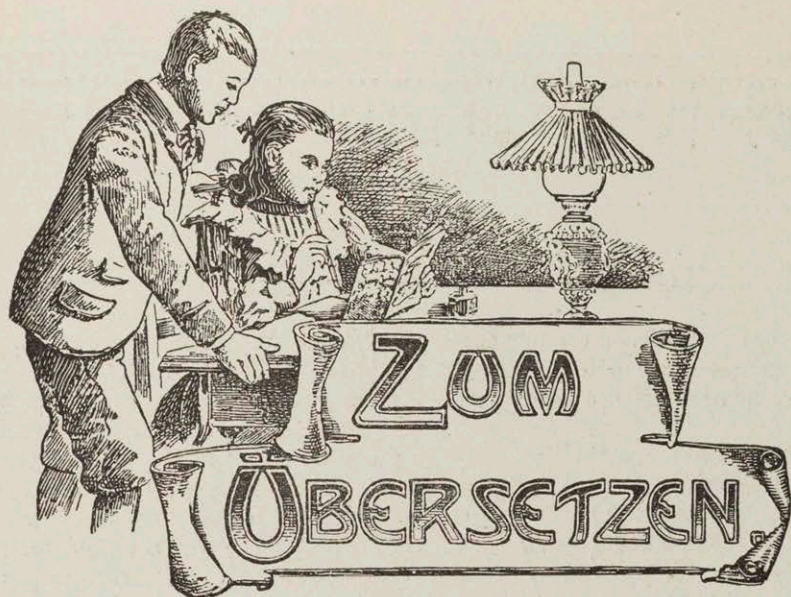
Ueber den jüngsternannten jüdischen Minister in England, Sir Rufus Isaacs, schreibt Sidney Low im „Pester Lloyd“:

„Die Ernennung des Sir Rufus Isaacs, des obersten Staatsanwalt oder Kronanwalts, zum Mitglied des britischen Kabinetts, die vor einigen Tagen angekündigt wurde, ist ein Novum in der englischen Politik. Bisher wurde der Staatsanwalt, obzwar er eine höchst wichtige Persönlichkeit war, doch nicht in den Kreis des Kabinetts aufgenommen. Die gegenwärtige Beförderung ist eine Anerkennung der Fähigkeiten Sir Rufus Isaacs' und seiner der Öffentlichkeit geleisteten Dienste, denn er hat in letzter Zeit eine einflußreiche Rolle als Hauptberater des Premierministers in Fragen der öffentlichen Arbeiten und in vielen anderen Angelegenheiten gespielt.

Sir Rufus Isaacs ist ein bemerkenswert geistvoller und erfolgreicher Mann. Er ist Jude von Rasse und Religion, und das dritte Mitglied des gegenwärtigen britischen Ministeriums, das der israelitischen Gemeinschaft angehört. Er ist mit einer kaufmännischen Familie in der City von London verwandt, die bescheidenen Wohlstand und Stellung hat. Als Knabe ging Rufus Isaacs für einige Jahre zur See, dann kehrte er in die City zurück und betrieb während einiger Zeit das Geschäft eines Papiermaklers ohne besonderen Erfolg. In England kann jedermann, in jedem Alter, mit sehr geringer Vorbildung Advokat werden. Es ist dazu nicht erforderlich, an einer Universität Jus studiert zu haben oder

ein Diplom als doctor juris zu besitzen. Isaacs war 27 Jahre alt, als er mit geringem Einfluß und ohne besondere Empfehlungen außer jener seiner eigenen Fähigkeiten zu Gerichte ging: aber er hatte Freunde in der City und Kenntnisse der geschäftlichen Angelegenheiten, wie sie wenige englische Anwälte besitzen. In wenigen Jahren war er der erste Advokat in allen wichtigen kommerziellen Rechtsfällen und sein Jahreseinkommen war eines der größten, das an einem englischen Gerichtshof verdient wurde, wo doch die Honorare der erfolgreichsten Männer ungeheuer groß sind. Rufus Isaacs soll nicht weniger als 30.000 Pfund jährlich durch seine Berufsarbeit erworben haben. Dann wendete er sich der Politik zu, kam als Liberaler ins Parlament, errang einen Erfolg als tüchtiger Debatter und wurde bald zum Kronanwalt ernannt, an die höchste Stelle, die ein englischer Advokat, mit Ausnahme des Lordkanzleramtes, erstreben kann. Ohne Zweifel kann Sir Rufus Isaacs, wenn es ihm beliebt, mit der Zeit auch dieses hohe Amt erlangen, obzwar das Gesetz vorschreibt, daß sein Inhaber ein Mitglied der englischen Kirche sein müsse. Einmal hatte es eine Person jüdischer Abstammung schon inne, niemals aber noch eine der jüdischen oder katholischen Religion angehörende. Aber wenn für diesen glänzenden Anwalt die Zeit kommen wird, die Kanzlerwürde zu empfangen, so ist es recht wahrscheinlich, daß man zu seinem Nutzen das religiöse Hindernis aus dem Wege räumen wird.“





IV. יְדִידֵי הַקֶּטֶן גַּד וְדִבְרֵי-הַקְּמָתוֹ.

Gans	אָנ (אָנִים), י	nachdenken	חָשַׁב
lieblich	נָעִים	Zeit	זְמַן
Mutter	אִם	hernach, endlich	אַחֵר

וְתֹאמַר אֵלָיו: הֲלֹא תִרְאֶה, בְּנִי, אֵת הָאָנִים הַקְּמָתִים וְהַנָּעִימִים הָאֵלֶּה? עֲתָה
הַתְּבִינֵנִי נָא לְרֵשֶׁת מִי הִיא אִם הָאָנִים הָאֵלֶּה? — גַּד חָשַׁב זְמַן רַב, וְאַחֵר אָמַר: הֵיא!

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 13 lautet:

Das Kind sah und verstand. Und es lernte kennen eine Menge Tiere und Vögel und seine Mutter freute sich sehr über die Fortschritte, welche es in dieser Lehre machte. Nun wollte sie ihm prüfen um zu sehen, ob es die Dinge verstehe aus den Dingen heraus. (Von Ding zu Ding.)

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 13.

Auflösung des Rebus:

Wer lange fragt, der giebt nicht gern.

Auflösung des Arithmogryph.

Jordan, Eli, Ruth, Edom, Manna, Sabel, Abraham.

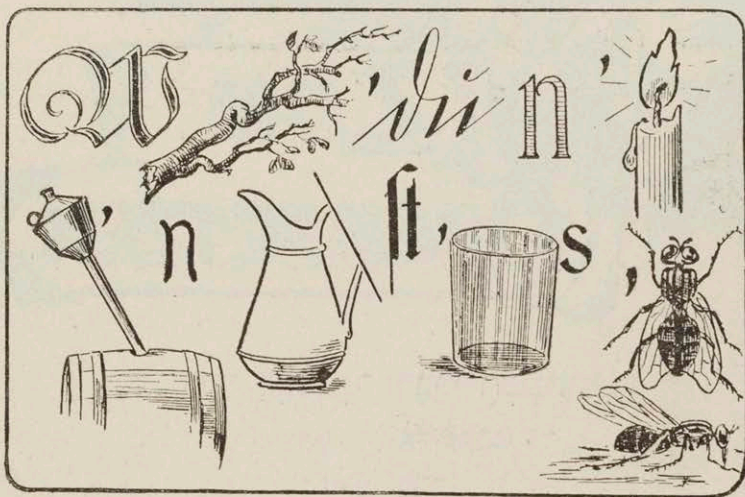
Richtige Rätselaufösungen landten ein:

(Die Namen der Rätselauföser, die gleichzeitig überseher sind, tragen ein Sternchen.)

Amsstetten: Hans und Rosa Berisch*. — **Berlin:** Kurt Lippmann*. — **Čimelic:** Mäza Famil. — **Dürrenmatt:** Berta Doktor*. — **Gfeg:** Marie Vogel*. — **Himme:** Otto Lang*. — **Grulich:** Annie Gottlieb. — **Hofmann:** Gustav Klauber*. — **Koffow:** Josie Turteltaub. — **Ladowitz:** Valerie und Gretel Löwit. — **Marienbad:** Emil Leimer*. — **Prag:** Mizzi Abeles, Kurt Bondy*, Martha Fischer, Helene Guth, Heinz Hahn*, Berta Kraus, Irma Schulhof, Robert Jedendorf. — **Sarajevo:** Armin Pinto*. — **Ung. Gradisch:** Hans und Erich Wobak. — **Rgl. Weinberge:** Leo Amstein. — **Wien:** Rosa Altmann, Hermann Basch*, Audi Deutsch*, Zda Eisner, Lotte Lederer, Grete Steiner, Benno Tauffig*.

Rätsel.

Rebus.



Rechenaufgaben.

J. Fried.

Bei der Abfahrt eines Zuges waren in einem Wagen dreimal soviel Männer als Frauen. Als in der ersten Station 2 Männer mit ihren Frauen ausstiegen, war die Zahl der Männer fünfmal so groß als die der Frauen. Wie viel Männer und wie viel Frauen waren bei der Abfahrt und wie viel später im Wagen?

Jemand bezahlt einen Betrag von 60 Kronen mit ebensoviel Einkronen- als Fünfkronenstücken. Wie geschah das? (Wie findet man die Lösung im Kopfe?)

Quadrat-Rätsel.

1	2
3	4

1 und 2 des Jägers Beute, 3 und 4 für Zimmerleute,
1 und 4 zerstört die Früchte, 3 und 2 sitzt im Gesichte.

Briefkasten der Redaktion.

Bamb. Abg. Ihren Beitrag werden wir nächstens verwenden. — **Dr. S. in K.** Ihre geschätzte Arbeit werden wir bei nächster Gelegenheit abdrucken. — **S. Alt. in K.** Die Idee, Kinder durch den Anschauungsunterricht zu belehren, ist nicht neu. Allein so wie wir es meinen, ist mit dem Anschauen mehr zu erreichen. Denn das Kind, dem Gelegenheit gegeben wird, das zu schauen, was seine Väter und seine Ahnen Schönes und Großes geleistet, gewinnt sie lieb und hält ihr Andenken hoch in Ehren. Bei uns Juden ist es gleichbedeutend mit Treue und Anhänglichkeit an die angestammte Religion und ihre Vergangenheit.

Aus dem Jahresberichte pro 1911—1912

Handelschule Wertheimer

Komptoir zur Erlangung kaufmännischer Praxis.

Die Idee des von uns begründeten individuellen Einzelunterrichtes gewinnt immer mehr Freunde. Der Fortschritt bricht sich Bahn. In unserem Prospekte (welcher auf Wunsch gratis und franko zugesendet wird) sind zur Information über den individuellen Einzelunterricht Aussprüche von maßgebenden Fachmännern zusammengestellt und immer kommen neue Zustimmungen dazu.

Die Handelschule Wertheimer hat den Einzelunterricht begründet und damit außergewöhnliche Erfolge erzielt. Mehr als 10.000 Schüler wurden herangebildet. Die Erfolge dieser Schüler machen dieselben zu Pionieren der Anstalt.

Die Handelschule Wertheimer bietet durch ihren gewissenhaften, auf Grund von vielfähiger Erprobung ausgestalteten individuellen Einzelunterricht die Möglichkeit, in einer nicht im Voraus begrenzten, lediglich vom eigenen Fleiße abhängigen Zeit die Handelswissenschaften wirklich und gründlich zu erlernen.

Inspiziert wurde die Anstalt vom Herrn k. k. Regierungsrat Theodor Nied, k. k. Inspektor für den kommerziellen Unterricht vom 18. bis 20. Dezember 1911.

Die Zahl der bisher verliehenen ganzen Freiplätze beträgt 1052.

In Befolgung der biblischen Vorschrift: „Du sollst Zehent geben vom Ertrage Deiner Arbeit“, hat der Unterzeichnete schon von seinem ersten Schüler im Jahre 1875 beginnend, ein Zehentbuch angelegt, bis jetzt ununterbrochen geführt und stets ehrlich Zehent gegeben. Auch die Freiplätze entsprechen dieser Vorschrift. Unter 10.000 Schülern hatten 1052 Freiplätze, also mehr als Zehent. Damit aber die Verantwortung für die richtige Auswahl der mit den Freiplätzen Beteiligten nicht auf ihn falle und damit auch eine öffentliche Kontrolle darüber bestehe, daß diese Freiplätze nicht etwa

fingiert, sondern tatsächlich vorhanden sind, stellte er Behörden und Korporationen alljährlich den betreffenden Schulgeldbetrag zur Besetzung der Freiplätze zur Verfügung.

Es haben somit die Behörden, Ämter u. zusammen bisher 1052 Bedürftigen je K 200.— erspart, sie erwerbsfähig gemacht und den Dank derselben für sich erworben.

Freiplätze in unobligaten Gegenständen wurden in diesem Jahre 125 verliehen, so daß die Zahl der bisher in unobligaten Gegenständen verliehenen Freiplätze 3360 beträgt.

Die Walter Wertheimer-Schülerlade verteilte am 11. November 1911 als dem Todestage des unvergeßlichen Direktor-Stellvertreters Walter Wertheimer an arme Schüler und Schülerinnen K 816.—

Es wurden also bisher aus der Walter Wertheimer-Schülerlade nicht weniger als K 2423.— an Schüler und Schülerinnen verteilt.

Das Vermögen der Schülerlade, gebildet aus einer Spende des Direktors von K 500.— und aus Lehrer- und Schüler-Spenden, besteht jetzt aus einem nennenswerten Vorrat von Lehrbüchern zum Verborgen an Schüler, sowie aus K 2593.51 Spareinlage.

Die Nachfrage nach Absolventen der Anstalt war seit jeher immer größer als die Zahl der vorhandenen Bewerber.

Das 38. Unterrichtsjahr beginnt wieder am 2. September 1912.

Einschreibungen erfolgen während der ganzen Ferien, jedoch nur solange, als die begrenzte Schülerzahl nicht erreicht ist.

Diejenigen, welche aus irgend einem Grunde berechtigt zu sein glauben, trotz der Beschränkung der Schülerzahl berücksichtigt werden zu müssen, wollen sich zur Aufnahme rechtzeitig melden, solange als eben noch Platz vorhanden ist.

Der Direktor:

(Siehe Inserat.)

Wilhelm Wertheimer, Prag, Pořič 6

||||| Ein Buch gratis |||||

als Bezugsprämie nebst den in diesem Jahre bereits erschienenen Heften erhalten alle diejenigen Herren nachgeliefert, welche auf die ihnen zugesandten Probenummern hin unsere Zeitschrift abonnieren und die Bezugsgebühr von 5 Kronen bezahlen.

Spezialhaus für moderne Knabenkleider

Ferdinand Hirsch, Prag, Eisengasse 14

Matrosenkostüme für Mädchen von 3—12 Jahren.

Telephon 3447

Die Volksvorschusskassa in Prag, Königshofergasse Nr. 14

Genossenschaft mit beschränkter Haftung

gewährt Personal-, Eskompt- und Faktuven-Kredit, nimmt Spareinlagen entgegen und verzinst sie mit $4\frac{1}{2}\%$. Ist Zahlstelle der jüdischen Kolonialbank in London für Böhmen, deren Aktien daselbst für je 1 Lst. zu haben sind. Die fälligen Kupons dieser Aktien werden daselbst honoriert.

Zentral-Verschleißstelle der Nationalfondsmarken für Böhmen.

500.000 K Garantiefond.

Verkauf von Losen auf Raten zu den denkbar kulantesten Bedingungen.

Handelsschule Wertheimer

Kontor zur Erlangung kaufmänn. Praxis
PRAG POŘIČ 6.

- | | |
|--|----------------------|
| I. Stiege: Direktorat und Sekretariat. | } alles im I. Stock. |
| II. Stiege: Herrenscheule und Einjährig-Freiwilligen-Kurs. | |
| III. Stiege: Damenschule und Praktizierstube. | |

XXXVIII. Unterrichts-Jahrgang auf Grundlage von 18j. Geschäftspraxis.

Begründer des individuellen Einzelunterrichtes.

Damenkurse in abgesonderten Räumlichkeiten.

Ausdauer nur vom eigenen Fleiße des Lernenden allein abhängig.

Eintritt und wirklicher Beginn täglich.

Kostenfreie Stellenvermittlung.

Tausende von Absolventen in guter Stellung, Hunderte von Dankbriefen sind ehrenvolles Zeugnis von gewissenhaftem, auf wirklicher Erfahrung beruhenden Unterricht.

Einjährig-Freiwilligen-Vorbereitungs-Kurs.

Für die Ferienzeit

bietet die billige Ausgabe unserer Bücher eine willkommene Lektüre. Gut gebunden kostet ein jedes einzelne K 2.— und enthält auf etwa 400—500 Seiten sehr viel des Unterhaltenden und Belehrenden. Es sind in jedem Bande 24—26 Einzelnummern zusammengebunden. Den Bestellungen ist der Betrag beizufügen.